

Eine ressourcentheoretische Konzeption von *family well being*

Patrick Schanz

Das Thema Wohlbefinden wird immer wieder mit großem Interesse betrachtet und regelmäßig von verschiedenen Seiten aufgegriffen. Ein Schwerpunkt ist dabei häufig das Wohlbefinden von Kindern (z.B. Hamm/Bertram 2012). Untersucht man das Wohlbefinden von Kindern genauer, so stellt man rasch fest, dass unter anderem der Lebensbereich der Familie einen besonderen Einfluss darauf ausübt (Alt 2005; Bucher 2009; Lang 1985). Demzufolge hat ein gutes familiäres Umfeld einen positiven Einfluss auf das Wohlergehen der Kinder. Ist also das Wohlergehen einer gesamten Familie (*family well being*) hoch, so ist auch mit einem höheren Wohlbefinden der Kinder zu rechnen. Doch wie lassen sich das Wohlbefinden von Familien und die Qualität des familialen Umfelds messen? Der Frage nach einer entsprechenden Konzeption von *family well being* wird dieser Kurzbericht nachgehen.

Möchte man *family well being* genauer betrachten, so ist zunächst eine genaue Begriffsbestimmung von Familie unerlässlich, da diese in zunehmend ausdifferenzierten Formen vorzufinden ist (Brüderl 2004). In diesem Beitrag wird dabei der Definition des Mikrozensus¹ gefolgt, bei welcher Familie als Eltern-Kind-Gemeinschaft, die in einem gemeinsamen Haushalt lebt, festgelegt wird (Destatis/WZB 2016). Neben einem geeigneten Familienbegriff müssen zudem Begrifflichkeiten der *well being*-Forschung genauer bestimmt werden, da in der Literatur sehr unterschiedliche Ansätze zu finden sind. So wird neben dem *well being* häufig von *quality of life* gesprochen (Galloway u.a. 2005). Dabei kann mit den beiden Begriffen ein und dasselbe, aber eben auch unterschiedliches gemeint sein. Häufig ist es so, dass subjektives *well being* als Teil der *quality of life* verstanden wird, wie es beispielsweise bei Vittersø (2004) der Fall ist. Nach Vittersø (2004) besteht *quality of life* aus objektivem und subjektivem *well being*. Dieser Definition wird in diesem Beitrag gefolgt.

Doch wie lässt sich *family well being* nun konkret konzeptualisieren? Nach Sen (IAW 2006) und Veenhoven (2012) lässt sich *family well being* als Zusammenspiel aus drei Komponenten erklären:

- 1) Äußere Bedingungen der Gesellschaft/Umwelt
- 2) Individuelle und familiäre Ressourcenlage

3) Bewertung der Lebenssituation durch die Familienmitglieder

Hierbei stellen die äußeren Bedingungen der Gesellschaft und Umwelt sowie die individuelle und familiäre Ressourcenlage die erklärenden Faktoren für die entsprechende Bewertung der Lebenssituation dar. Die Bewertung der Lebenssituation kann also nicht losgelöst von äußeren und individuellen Umständen untersucht werden.

In diesem Beitrag wird der Fokus auf die individuelle und familiäre Ressourcenlage gelegt. Also auf die Frage danach, welche Ressourcen überhaupt im Kontext von *family well being* relevant sind. Zur theoretischen Erfassung dieser Ressourcen eignet sich der ressourcentheoretische Ansatz von Foa/Foa (1974, 1980). Hiernach ist das Wohlbefinden eines Individuums höher, je besser seine Ausstattung mit verschiedenen Ressourcen ist. Dabei unterscheidet sich der potentiell mögliche Ertrag je nach Art der Ressource. Die eigenen Ressourcen werden durch interpersonellen Austausch möglichst maximiert, was wiederum bedeutet, dass der Tauschprozess von Ressourcen sich positiv auf das Wohlbefinden auswirkt. Nachdem hier das *well being* einer Familie betrachtet wird, muss die Ressourcenausstattung aller Familienmitglieder mit einbezogen werden. Im Kontext der Ressourcentheorie bedeutet dies also, dass das *family well being* ein Maß dafür ist, inwieweit innerhalb einer Familie ein Umfeld geschaffen wird, in welchem Tauschprozesse für eine Maximierung der Ressourcen der einzelnen Individuen möglich gemacht werden.

Eine Ressource ist dabei jedes Erzeugnis, Material oder Symbol welches durch interpersonelles Verhalten getauscht werden kann und dabei als Mittel für positive oder negative Bedürfnisbefriedigung dienen kann (Foa/Foa 1974). Die Ressourcentheorie unterscheidet insgesamt sechs verschiedene Klassen von Ressourcen. Diese sind *love*, *status*, *information*, *money*, *goods* und *services*. *Love* meint dabei gegenseitige Rücksichtnahme und Wärme, *status* bedeutet Prestige und Ansehen, *information* umfasst alle Beratungen und Meinungen, *money* stellt jede Währung mit Tauschwert dar, *goods* beinhaltet konkrete Produkte oder Materialien und *services* sind Tätigkeiten, welche eine andere Person oder deren persönliche Dinge betreffen und zumeist Arbeit bedeuten (Foa/Foa 1980). Wie bereits angedeutet, bilden die verschiedenen Typen von Ressourcen dahingehend eine Hierarchie, in welchem Ausmaß ein Gewinn an *well being* durch einen Ressourcenaustausch möglich ist (Foa/Foa 1980). Dabei steht an höchster Stelle *love* und an niedrigster Stelle *money*. Dadurch wird deutlich, welche Ressourcen als besonders relevant für das *family well being* erachtet werden. Vorteilhaft an der Ressourcentheorie ist, dass sie konkrete Dimensionen spezifiziert, welche für das Wohlbefinden von Bedeutung sind. Der Theorie nach gibt es keine weiteren notwendigen Dimensionen, wodurch genau feststeht, welche Aspekte bei den Analysen beachtet werden müssen. Dadurch lässt sich eine strukturierte empirische Umsetzung gewährleisten.

Weiterhin ist die Familie dieser Theorie zufolge der Ort, an welchem im größten Umfang Ressourcen getauscht werden, was dazu führt, dass Familien auch der Bereich sind, der am meisten für Wohlbefinden sorgt. Dementsprechend bietet es sich an, *family well being* in einem ressourcentheoretischen Rahmen zu untersuchen (Rettig/Leichtentritt 1999).

Ein weiterer Vorteil ist, dass Foa/Foa (1980) erläutern, inwieweit sich der Bedarf der jeweiligen Ressourcenklassen bei Kindern im Vergleich zu Erwachsenen unterscheidet. So benötigen Kleinkinder je nach Alter bestimmte Ressourcen noch gar nicht, wie beispielsweise *information* oder *status*. Die Ressourcen werden erst ab einem bestimmten Entwicklungsgrad des Kindes relevant und können je nach Analyse entsprechend ausge-

klammert werden. Dadurch lässt sich das *family well being* von Familien mit unterschiedlich alten Kindern differenzierter untersuchen. Der mehrdimensionale Ansatz steht außerdem im Einklang mit dem bisherigen Stand der sozialwissenschaftlichen Forschung, welcher *family well being* im Wesentlichen mehrdimensional untersucht (Galloway u.a. 2005). Zudem erweist es sich als vorteilhaft, dass die sechs Ressourcenklassen zumindest partiell in vielen verschiedenen Studien einbezogen werden. Dies ermöglicht häufig die Vergleichbarkeit von Ergebnissen und erlaubt es in vielen Fällen, zumindest Teilaspekte von *well being* anhand verschiedener Datensätze genauer analysieren zu können.

Insgesamt bietet die Verwendung der Ressourcentheorie als theoretische Grundlage also eine Reihe von Vorteilen bei der Betrachtung von *family well being*. Dennoch gibt es auch gewisse Beschränkungen. So lässt sich kritisieren, dass die Ressourcentheorie mit ihren sechs Klassen nicht umfassend alle Dimensionen im Kontext von Familienleben beachtet und als Theorie zu sehr auf die Bedürfnisse einzelner Individuen fixiert ist (Rettig/Leichtentritt 1999). Hierbei muss man festhalten, dass schon die Messung des *well beings* einer einzelnen Person ein komplexes Unterfangen ist und dies mit jeder weiteren Person in einem Beziehungsgeflecht wie der Familie nochmals schwieriger wird. Umfassend alle Dimensionen zu analysieren, erscheint daher nur äußerst schwer möglich. Mit dem ressourcentheoretischen Ansatz ist man aber zumindest in der Lage, wichtige Kernelemente des *family well beings* zu erfassen. Ein weiteres Problem der Ressourcentheorie betrifft die Frage nach der Wichtigkeit der einzelnen Ressourcen für die jeweiligen Familienmitglieder. Auch wenn aus der Ressource *love* der Theorie nach grundsätzlich der größte Ertrag für das *family well being* erwartet werden kann, bedeutet dies nicht, dass dies auch für jedes Familienmitglied in identischer Form gilt. Gerade bei Ressourcen wie *money* oder *status* kann sich der zugeschriebene Wert für das *family well being* je nach Familienmitglied unterscheiden. Demnach müsste man bei der Bildung eines Gesamtindikators eine entsprechende Gewichtung einführen. Dies wird aber kaum möglich sein, wodurch die Genauigkeit entsprechender empirischer Ergebnisse eingeschränkt wird.

Zusammenfassend lässt sich konstatieren, dass trotz bestehender Probleme die Ressourcentheorie als sinnvoller Ansatz erscheint, um relevante Dimensionen des *family well beings* zu beschreiben und zu erklären. Der hier gezeigte Ansatz besitzt außerdem das Potential, *family well being* in zukünftigen Studien verankern zu können, ohne dass allzu spezialisierte Fragen in den Fragenbogen aufgenommen werden müssen. Praktisch alle Ressourcenklassen können auch im Kontext anderer Fragestellungen von Interesse sein und sind deshalb gut in Studien integrierbar. Daher ist ein Indikatorensystem von *family well being* auf ressourcentheoretischer Basis nicht nur aus inhaltlicher Perspektive zu befürworten, sondern auch aus forschungspraktischer Sicht.

Literatur

- Alt, C. (2005): Kinderleben – Aufwachsen zwischen Familie, Freunden und Institutionen. – Wiesbaden (Schriften des Deutschen Jugendinstituts, Bd. 1).
- Bell, D./Galloway, S./Hamilton, C./Scullion, A. (2005): Measuring the benefits of culture and sport: a literature review and thinkpiece. – Edinburgh: Scottish Executive Social Research.
- Böllert, K./Peter, C. (2012): Mutter + Vater = Eltern? – Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-94282-7>
- Brüderl, J. (2004): Die Pluralisierung partnerschaftlicher Lebensformen in Westdeutschland und Europa. In: Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.): Aus Politik und Zeitgeschichte B19, S. 3-10.

- Bucher, A. (2009): Wie glücklich sind Deutschlands Kinder?: eine glückspsychologische Studie im Auftrag des ZDF. In: Diskurs Kindheits- und Jugendforschung 2009, 4, S. 241–260.
- Diener, E. D./Suh, E. (1997): Measuring Quality of Life: Economic, Social, and Subjective Indicators. In: Social Indicators Research, 40, 1-2, S. 189–216. <https://doi.org/10.1023/A:1006859511756>
- Foa, U. G./Foa, E. B. (1974): Societal structures of the mind. – Springfield Ill.: Thomas.
- Foa, E. B./Foa, U. G. (1980): Resource Theory. In: Gergen, K. J./Greenberg, M. S./Willis R. H. (Hrsg.): Social Exchange. – Boston, MA: Springer US, S. 77–94. https://doi.org/10.1007/978-1-4613-3087-5_4
- Hamm, I./Bertram, H. (2012): Starke Kinder – starke Familie. Wohlbefinden von Kindern in Städten und Gemeinden. – Stuttgart: Robert-Bosch-Stiftung.
- Institut für angewandte Wirtschaftsforschung e.V. (IAW) (2006): Das Konzept der Verwirklichungschancen (A. Sen) – Empirische Operationalisierung im Rahmen der Armuts- und Reichtumsmessung: Machbarkeitsstudie. – Tübingen.
- Lang, S. (1985): Lebensbedingungen und Lebensqualität von Kindern. – Frankfurt/Main: Campus-Verlag (Sonderforschungsbereich 3 der Universitäten Frankfurt und Mannheim „Mikroanalytische Grundlagen der Gesellschaftspolitik“).
- Lenz, K. (2003): Familie - Abschied von einem Begriff? In: Erwägen Wissen Ethik, 3/2003, S. 485–498.
- Nave-Herz, R. (2003): Ehe verweist auf Familie, aber die Familie verweist nicht unbedingt auf Ehe. In: Erwägen Wissen Ethik, 3/2003, S. 546–548.
- Peter, C. (2012): Familie – worüber sprechen wir überhaupt? In: Böllert K./Peter C. (Hrsg.): Mutter + Vater = Eltern? – Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 17–32. https://doi.org/10.1007/978-3-531-94282-7_1
- Rettig, K. D./Leichtentritt, R. D. (1999): A general theory for perceptual indicators of family life quality. In: Social Indicators Research 47, 3, S. 307–342. <https://doi.org/10.1023/A:1006837329353>
- Richter, M. (2008): Familie/Generation. In: Hanses A./Homfeldt, H. G./Schulze-Krüdener J. (Hrsg.): Basiswissen soziale Arbeit. Lebensalter und soziale Arbeit – Baltmannsweiler: Schneider-Verlag Hohengehren, S. 64–78.
- Schalock, R. L. (2000): Three Decades of Quality of Life. In: Focus on Autism and Other Developmental Disabilities 15, 2, S. 116–127. <https://doi.org/10.1177/108835760001500207>
- Statistisches Bundesamt (Destatis)/Wissenschaftszentrum Berlin (WZB) (Hrsg.) (2016): Datenreport 2016. Ein Sozialbericht für die Bundesrepublik Deutschland. – Bonn.
- Veenhoven, R. (2012): Größeres Glück für eine größere Zahl. Ist das möglich und erstrebenswert? In: Döring, D./Kroker, E. J. M. (Hrsg.): Vom Glück. – Frankfurt/Main: Societäts-Verlag, S. 43–60.
- Vittersø, J. (2004): Subjective Well-Being versus Self-Actualization. Using the Flow-Simplex to Promote a Conceptual Clarification of Subjective Quality of Life. In: Social Indicators Research 65, 3, S. 299–331. <https://doi.org/10.1023/B:SOCI.0000003910.26194.ef>